



Georg Stefan Troller, 101 Jahre alt und kein bisschen leise

WWW.PICTUREDESK.COM

„Der Mensch ist ZU allem fähig. Punkt“

Der Journalist und Holocaust-Überlebende Georg Stefan Troller über das Interviewen als Therapie, Paris als Sehnsuchtsort und sein auch mit 101 nicht nachlassendes Bedürfnis zu schreiben

INTERVIEW: DANIELA NOACK

Wie nähert man sich einem Journalisten, der für die Kunst seiner Interviewführung berühmt ist? In Paris, in seiner Wohnung im 7. Stock, unweit des Eiffelturms, treffe ich den 101-jährigen Georg Stefan Troller, der mich mit wachem Blick aufmerksam mustert. Mit dabei: sein treuer Begleiter, der Kater Foxy. Ähnlich neugierig wie *son maitre* kriecht er in meinen Rucksack und meine Fototasche und versucht, mein Aufnahmegerät umzuwerfen. Georg Stefan Troller möchte nicht, dass ich seine Aussagen nur mitschreibe. Er will, dass unser Gespräch vollständig aufgezeichnet und er wörtlich zitiert wird, „weil sonst immer etwas anderes herauskommt, als was man sagen wollte“. Und er lässt es sich nicht nehmen, sein Interview vor Abdruck noch einmal „durchzuackern“.

Herr Troller, als Sie 1938 nach dem Anschluss Österreichs Ihre Geburtsstadt Wien verlassen mussten, waren Sie schon 16 Jahre alt. Erschreckt Sie das? So viele Jahre!

Ich empfinde es nicht als so weit weg. Ich fühle mich immer noch stark mit meiner Kindheit und Jugend verbunden. Auch wenn so eine gigantische Zeitspanne dazwischen liegt, kommt es mir vor, als sei es erst gestern gewesen. Na, sagen wir vorgestern.

Ihre journalistische Karriere begannen Sie ja im Grunde als Gefangenenernehmer für die U.S. Army. Damals „interviewten“ Sie Nazis. War das eine gute Schule?

Ich glaube schon. Man sah sich ja einem Fremden gegenüber, den man irgendwie zum Vertrauten machen musste, sonst kam nichts heraus. Man erlebte schon die eigentümlichsten Situationen mit den Kriegsgefangenen. Häufig konnte ein einziges

Gespräch über unsere nächste Kriegshandlung entscheiden. Immer ging es um Leben und Tod. Und manchmal griff man auch ganz schön daneben. Da gab es diesen jungen Offizier, der sich geweigert hatte, auch nur ein einziges Wort auszusagen. Es war eine Situation, in der wir unbedingt wissen mussten, ob eine deutsche Panzerdivision im Anmarsch war. Wir konnten also nicht zimperlich mit diesem Gefangenen umgehen und schickten ihn in eine Jauchegrube vor unserem Bauernhaus. Nachher stellte sich heraus, dass er ein angehender Geistlicher war und ein Anti-Nazi bis in die Knochen, der nur aus Anständigkeit gegenüber den Kameraden nicht reden wollte.

Später sagte er zu mir: „Sie sind doch vielleicht Jude? Dann wünsche ich Ihnen alles Gute zum Sieg. Wir gratulieren!“ In diesen Jahren hat man viel über Menschen gelernt und auch die Technik der Befragung. Immer musste man darauf abzielen, dass

die Antworten für die Befragten ein Akt der Befreiung sei oder sogar der Beichte. Oder auch der Selbstbestätigung.

Und diese Fragetechnik war dann auch bei Interviews von Berühmtheiten hilfreich?

Ich möchte gleich darauf hinweisen, dass ich kein Prominentenjäger war. Ich habe auch viele völlig unbekannte Leute interviewt. Aber wenn du einem dir fremden Menschen gegenüberstehst, der sein Leben vor dir ausbreiten soll, bist du immer etwas verlegen oder sogar unterlegen. Besonders wenn man ein so empfindsamer Typ ist wie ich seinerzeit. Natürlich war es beim Fernsehen einfacher als vorher als Rundfunkreporter. Da kommt man ja mit einem ganzen Team und einer großen Apparatur anmarschiert, und das kann schon ganz schön beeindruckend sein. Aber Filmstars sind an solche Situationen gewöhnt und haben dich in der Hand. Eines der

allerersten Interviews meines Lebens war mit Marlon Brando, der bei Pariser Freunden untergekommen war. Er öffnet die Wohnungstür, ich halte ihm das Mikrofon hin und er sagt: „Einen Satz und nicht mehr!“ Am Ende hat er dann immerhin zwei Sätze gesagt. Und zwar, dass er sich in seinem Berufsleben am meisten mit den armen Hunden identifizierte, die er damals zu spielen hatte.

In ihrer journalistischen Arbeit bezeichneten Sie sich als „Menschenfresser“. Etwa 1500 Menschen haben Sie interviewt, darunter zahlreiche weltberühmte Persönlichkeiten wie Charles Bukowski, Orson Welles oder Marlene Dietrich. Sind Sie dabei auch zum Menschenkenner geworden?

Ich kann Menschen interviewen, aber ein Menschenkenner wie etwa die großen Autoren der Weltliteratur à la Dostojewski, der Gedankengänge oder Gefühlsräusche nachvollziehen konnte, bin ich nicht geworden. Aber ich habe immerhin gelernt, anderen Leuten die Stichworte zu liefern, die sie brauchen, um sich so darzustellen, wie sie sich selber sehen.

Sie haben einmal gesagt, Ihr Hauptantrieb sei es, Ihre durch Flucht und Verfolgung gesteigerte Menschenscheu und Lebensangst zu überwinden. Indem Sie den – oft auch von Ihnen ausgewählten – Interviewpartnern jene Fragen vorlegten, die Sie sich selbst stellen. Was sind das für Fragen?

Ich glaube, ich wollte einfach wissen, wie man überlebt. Oder wie man richtig lebt. Ich war ja selbst jahrelang überzeugt, eigentlich kein Lebensrecht zu besitzen. Ich wollte von den anderen lernen, wie sie es schaffen, sich selbst eine Lebensberechtigung zu verleihen.

Dieses Gefühl, keine Lebensberechtigung zu haben, kam von Ihrer Geschichte?

Zum einen scheint das in meinem Charakter veranlagt gewesen zu sein. Ich war immer so etwas wie der Idiot der Familie. Zum anderen waren es die Umstände. Jahre und Jahre, in denen man herumgetrieben wurde. Von einem Land zum andern, von einer Sprache zur andern, von einem Beruf

zum ändern, ja sogar von einer Frau zur anderen. Und man nicht wusste, wozu man da ist. Das ist das Emigrantenschicksal. Ich war ja nicht der Einzige, der darunter litt.

Insofern war Ihr Beruf für Sie ein Stück weit auch Therapie?

Im Grunde wollte ich herausfinden, wie es die anderen geschafft haben, an sich selbst zu glauben und zu sich zu stehen. Die Erkenntnis, dass andere Menschen ähnliche Probleme hatten und ich ihnen möglicherweise durch meine Fragestellung sogar helfen konnte, hat mich gerettet vor dem ewigen Selbstmisstrauen oder auch der Selbsterstörung. Ich habe ihnen geholfen, während sie mir halfen. Und diese gegenseitige Hilfe war meine Lebensrettung.

Sie leben seit 1949 in Paris – einem Sehnsuchtsort für Menschen aus der ganzen Welt. Was suchen Sie hier? Haben Sie darauf eine einfache Antwort?

Einfache Antworten gibt's ja nicht. Aber als geborener oder angelesener Romantiker versuchte ich auch, meinen Lebenslauf romantisch zu gestalten. Im Jahr 1940, nach dem deutschen Einmarsch, lebte ich noch drei, vier Monate in Paris, bevor ich mit der Familie nach Südfrankreich flüchtete. In dieser Zeit erfasste mich der Wahn, Paris bei Nacht zu erforschen. Damals war in der Nacht alles geschlossen, es gab keinen Verkehr, keine Straßenbeleuchtung, nur den Mond. Diese Monate, in denen ich nachts vor allem am linken Seineufer unterwegs war, halfen mir, Paris zu lieben. Obwohl es mich ja als Emigranten sehr schnöde behandelt hat. Ich habe dann immer wieder dieses versteckte, verborgene Paris gesucht und gefilmt. Das Paris der Touristen hat mir weniger bedeutet.

In Ihrem Film „Das Paris der Armen“ von 1960 zeigen Sie auch nicht das Paris, das die Deutschen als typisch bezeichnen würden.

Später verstand ich natürlich, dass diese Orte, die ich als so romantisch empfand, auch Orte für Armut und Krankheit waren. Und dass diese Leute ohne Badezimmer oder private Klosetts in Wirklichkeit kein menschenwürdiges Dasein führten. Aber Paris ist unglaublich vielschichtig. Ich glaube, es gibt hier alles, was das Menschenherz begehrt und auch was es fürchtet.

Später haben Sie Paris als Journalist entdeckt und von 1962 bis 1971 das „Pariser Journal“ gemacht, eine Reportagerihe über kulturelle, gesellschaftliche und politische Themen: über den Algerienkrieg oder die neueste Perückenmode der 60er-Jahre.

Ich glaube, das „Pariser Journal“ war eine Art Traumvorstellung der Nachkriegsdeutschen. Sie waren wie versessen auf dieses romantische Paris, eben weil ja die Romantik nach der Hitlerzeit verpönt war und nur der Realismus zählte. Später machte ich zwei Jahrzehnte lang die Sendereihe „Personenbeschreibung“. Da ging es manchmal ganz schön realistisch zu. Aber ich glaube, es blieb immer in meinen Bildern und Texten etwas von einer romantischen Vision der Dinge.

Die Vergangenheit holte Sie immer wieder ein. Für ein Projekt von Lettre International öffneten Sie im Keller einen Koffer, den Sie Jahrzehnte nicht angerührt hatten und in dem Fotos waren, mit denen Sie die Situation im KZ Dachau nach der Befreiung dokumentiert hatten. Sie drückten es so aus: „Ineinanderverwobene Skelette, zu denen ich hätte gehören können“.

(Mit Tränen in den Augen) Man hat ja eigentlich geahnt, aber nicht gewusst, was mit den Juden passiert war. Ich glaube nicht, dass ich das Wort Auschwitz vor Kriegsende je gehört habe. Man wusste, dass es diese Lager gab, und man wusste, dass sie furchtbar waren. Man wusste aber nicht, dass sie Todeslager waren. Als wir nach Dachau kamen, Anfang Mai 1945, lagen da die Leichen noch zu Hunderten herum und begannen zu verwesen. Da gab es einen ganzen Zug, in dem Menschen aufeinander gestapelt lagen wie die Holzschelte. Manche hatten einander in ihrer Not das Blut abgezapft, um zu überleben. Da sah ich auch mich da liegen, denn es gab keinen Grund, warum ich nicht hier liegen sollte. X-mal bin ich nur knapp dem Zugriff der Nazis entschlüpft. Die romantische Vorstellung, dass der Mensch gut sei, ist mir damals abhandengekommen. Der Mensch ist zu allem fähig, Punkt.

Man könnte den Eindruck gewinnen, die Menschheit lernt nie dazu. Jetzt haben wir noch einen weiteren Krieg.

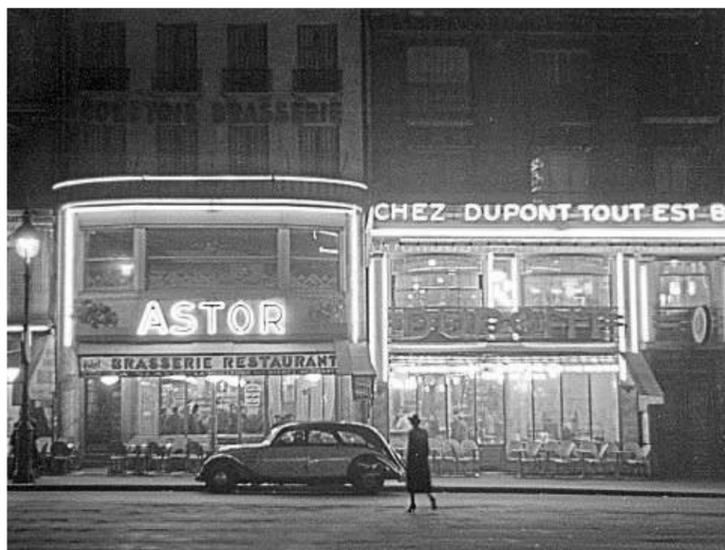
Ich glaube, wir sind gerade in diesem Moment in einer Weltbewegung zum Bösen hin. Man spürt das überall. Es gibt kaum noch Optimismus, nicht einmal mehr im sonst so optimistischen Amerika. Was den Krieg in der Ukraine betrifft: Ich bin kein Bewunderer von Putin, aber ich weiß auch, wozu die Ukrainer fähig waren. Im Zweiten Weltkrieg



„Menschen lagen aufeinander gestapelt wie die Holzschelte“: Soldaten der U.S. Army bei der Befreiung des KZ Dachau (IMAGO 4)



„Einen Satz und nicht mehr“: Marlon Brando war einer der ersten Promis, die Troller interviewte.

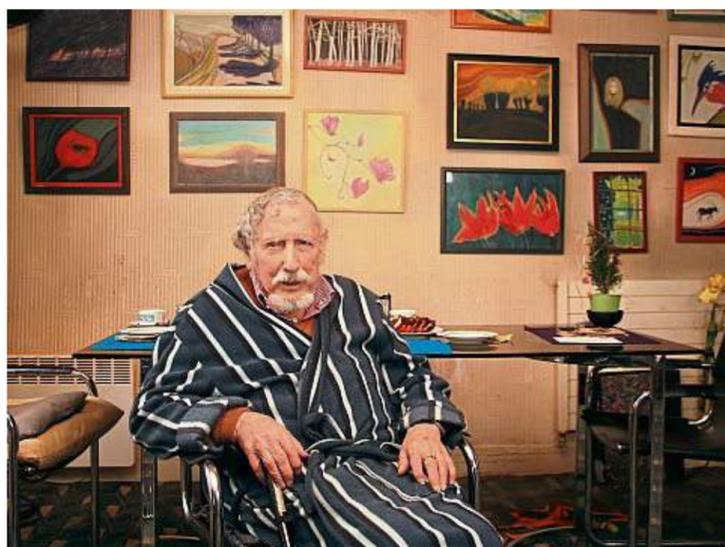


„In der Zeit erfasste mich der Wahn, Paris bei Nacht zu erforschen“: die Stadt Ende der 30er-Jahre



Georg Stefan Troller im November 1989 an der Berliner Mauer

„Eine neue Herausforderung ist die Künstliche Intelligenz. Während unsere natürliche Intelligenz doch nur zum geringsten Teil genutzt wird.“



„Und so schreibe ich weiter...“: Troller beim Interview mit der Berliner Zeitung

haben sie zu Tausenden für die Nazis gekämpft. Sie haben auch versucht, ihre Juden auszurotten, genau wie die Polen. In Warschau war ich nach dem Krieg mal in einem Theater, in dem jiddisch gespielt wurde. Anschließend stellte sich heraus, das Ganze war nur eine Show. Die Schauspieler waren Polen, die Jiddisch wie eine Fremdsprache gelernt hatten, weil es keine Juden mehr gab, die Jiddisch sprachen. Und dass es jetzt in der Ukraine einen jüdischen Präsidenten gibt, das gehört zu den Ironien der Weltgeschichte. Aber natürlich hofft man auf einen Friedensschluss, der in Gottes Namen beide Seiten lebensfähig erhält!

Und neben dem Krieg gibt es noch andere große Probleme wie Umweltzerstörung und Klimawandel.

Es kommt mir oft so vor, als sei die Menschheit auf einem Selbsterstörungstrip. Wenn ich heute Aufnahmen sehe aus Japan oder aus Afrika, dann sieht es so aus, als ob die Menschen ihre ureigenste Kultur zerstören wollten. Als ich um 1970 in Japan drehte, da bewegten sich viele Damen noch in ihren wunderschönen Seidenkimonos auf der Straße. Das gibt es schon lange nicht mehr. Ebenso in der Architektur. Die landestypischen Bauten sind nicht mehr gefragt. Alles ist weg. Es gibt nur noch Wolkenkratzer. Und warum will der Mensch eigentlich ins All? Zu Sternen, die Lichtjahre entfernt liegen. Und macht gleichzeitig diese eine Welt, die wir nur haben, kaputt. Eine neue Herausforderung ist die Künstliche Intelligenz. Während unsere natürliche Intelligenz doch nur zum geringsten Teil genutzt wird.

Aber mit Ihrer Arbeit konnten und können Sie doch einiges bewegen.

Dass ich irgendetwas auf der Welt ändern kann, wovon ich als Filmemacher mit einem Millionenpublikum lange überzeugt war, glaube ich nicht mehr. Ich habe für mich ein halbwegs angenehmes Leben schaffen können, aber habe ich damit irgendetwas für die Menschheit getan? Das muss ich leider bezweifeln.

Sie haben einen Film gemacht über den jüdisch-österreichisch-englischen Schriftsteller Jakob Lind, der genau wie Sie in verschiedenen Ländern leben musste und sich als Außenseiter im inneren Exil bezeichnete, immer auf der Suche nach sich selbst. Sein Wunsch: „Dass ich das sein kann, was ich bin“. Ist Ihnen das gelungen?

Ich glaube nicht, dass das irgendjemandem auf der Welt wirklich gelingt. Übrigens war Jakob Lind ein guter Freund von mir. Ich habe ihn noch an seinem Totenbett besucht. Wie alle guten Autoren konnte er näher an sich selbst herankommen, als es den Menschen normalerweise gegeben ist. Ich selbst bin nur zu der Schicht durchgedrungen, in der man überleben kann. Aber immerhin so weit, dass ich nachts ruhig schlafen darf.

Trotzdem haben Sie sich immer wieder mal gefragt, ob Sie nicht eher einen literarischen Weg hätten einschlagen sollen.

Ich habe immer gewusst, dass ich kein großer Autor bin, dass ich etwa unfähig bin, einen Roman zu schreiben. Aber es ist mir oft gelungen, in meine Filme und Texte etwas Dichterisches hineinzuschmuggeln. Ich wusste, wie man dieses Gesamtwerkwerk aus Bild, Sprache, Ton, Musik, Rhythmus und Schnitt so zusammenfügt, dass man einen poetischen Effekt erreicht. Als Junge allerdings sah ich mich tatsächlich als Dichter, das war mein Selbstbild.

Einige Ihrer allerersten Texte sind in Ihrem neuen Buch „Der Unnötige“ zu lesen. Hat es diese Personen, von denen Sie da erzählen, wirklich gegeben? Sie haben alle etwas Verlorenes. Was hat das mit Ihnen zu tun?

Einige Geschichten sind frei erfunden. Die Geschichten von den Kriegsgefangenen sind zu 50 Prozent echt, wie die des jungen Soldaten, der das Bild seiner Mutter unter der verdreckten Uniform trug. „Der Verlorene“, das war natürlich ich. Verlorenes als ich konnte man schon gar nicht sein.

„Warum hören Sie nicht endlich auf zu schreiben?“, fragten Sie einst den großen alten Mann der britischen Literatur, den neunzigjährigen William Somerset Maugham, der da gerade seine dritte Autobiografie vorgelegt hatte. Stellen Sie sich manchmal auch diese Frage?

Nein. Für unsereins, was immer unser Talent sein mag, ist die Umwandlung von Leben in Buchstaben oder auch Bilder das, worauf es ankommt. Und so schreibe ich weiter. Auf's Minimum reduziert. 500 Worte einmal im Monat. Eine Kolumne für die Literarische Welt, jede erste Woche im Monat. Das macht Spaß. Auch wenn das, was ich als Kind erwartet habe, ein großer Dichter zu werden, nicht passiert ist. Aber es ist das Zweitbeste passiert, und damit muss man sich zufriedengeben.

ZUR PERSON

Georg Stefan Troller wurde 1921 in Wien geboren. Als Österreicher jüdischer Herkunft floh er 1938 nach Frankreich, 1941 weiter in die USA. Dort wurde er amerikanischer Staatsbürger und 1943 zum Kriegsdienst eingezogen. Ende April 1945 war er an der Befreiung Münchens und des KZ Dachau beteiligt.

Nach Kriegsende studierte Troller und war ab 1953 Hörfunk- und TV-Korrespondent in Paris. Legendar wurden seine Reihen „Pariser Journal“ (1962–1971) für die ARD und „Personenbeschreibung“ (1972–93) fürs ZDF, für die er Protagonisten der Zeitgeschichte porträtierte. Der Träger des Bundesverdienstkreuzes hat an die 200 Filme gedreht und zwei Dutzend Bücher geschrieben. G. S. Trollers jüngstes Werk „Der Unnötige“ ist im Verbrecher-Verlag erschienen, 144 Seiten, 20 Euro.